



Marion Gräfin
Dönhoff

*Zeichen
ihrer Zeit*

Ein Lesebuch

Diogenes



Marion Gräfin
Dönhoff

*Zeichen
ihrer Zeit*

Ein Lesebuch

Diogenes

Marion Gräfin Dönhoff

*Zeichen
ihrer Zeit*

Ein Lesebuch

Herausgegeben

*von Irene Brauer und
Friedrich Dönhoff*

deBook
www.diogenes.ch

Die Erstausgabe erschien 2012
im Diogenes Verlag
Umschlagfoto (Ausschnitt):
Copyright © Marion Dönhoff Stiftung

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
ISBN Buchausgabe 978 3 257 24258 4 (1. Auflage)
ISBN E-Book 978 3 257 60138 1

Die grauen Zahlen im Text entsprechen den Seitenzahlen der im Impressum genannten Buchausgabe.

[5] *Im Allgemeinen will kein Mensch alte Artikel lesen, aber wenn sie von stets dem gleichen Autor geschrieben wurden – die wesentlichen Ereignisse also immer durch dieselbe Brille betrachtet worden sind –, dann ist es interessant. Interessanter als eine nachträgliche Betrachtung, weil dann die Spontaneität des Augenblicks – Freude und Bewunderung oder Schrecken und Entrüstung – unverfälscht durch den Zeitablauf zum Ausdruck kommen.*

Marion Dönhoff, in:
Im Wartesaal der Geschichte

[7] *Inhaltsverzeichnis*

Vorwort [15]

ARTIKEL AUS DER WOCHENZEITUNG »DIE ZEIT«

Aus den vierziger Jahren

Ritt gen Westen [23]

Die siebenwöchige Flucht zu Pferde

Erziehung zum Menschen [27]

Der erste Schulbeginn nach dem Krieg – was Kinder jetzt lernen müssen

Das »heimliche Deutschland« der Männer des 20. Juli [30]

Widerstand gegen Hitler

Das »Friedenspotential« [35]

Ein großes Wort

Ein Novum in der staatsrechtlichen Weltgeschichte [39]

Japan gibt ein Beispiel

Arbeiten und nicht verzweifeln [42]

Zum Problem der Vertriebenen – was wird aus ihnen?

Heimkehr ohne Heim [48]

*Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft kehren
viele Männer in eine fremde Welt zurück*

[8] Brief aus dem Nichts [52]

Ein nachgesandter Feldpostbrief

Aus den fünfziger Jahren

Sie haben die Wahl: Visum oder Gefängnis [57]

Eine Reise durch Europa

Für eine deutsche Nationalhymne [65]

Ein Volk braucht identitätsbildende Symbole

Bücher auf dem Scheiterhaufen [68]

Nachfahren des Dr. Goebbels in Amerika

Die Flammenzeichen rauchen [74]

*Der Aufstand vom 17. Juni gibt uns den Glauben
an die Einheit wieder*

Sechs Herrenmenschen [78]

Kriegsverbrecher vor Gericht

Finis Germaniae [83]

Der überhitzte Wahlkampf

Aus den sechziger Jahren

Des deutschen Michels Schlaf [87]

Die Innen- und Außenpolitik stagniert

Quittung für den langen Schlaf [92]

Der Bau der Berliner Mauer

Teure Potentaten [95]

Eine Glosse

Auflehnung – warum? [97]

Überlegungen zu den Studentenunruhen

[9] Eine Lady gegen de Gaulle [99]

Die erstaunliche Lady Asquith nimmt kein Blatt vor den Mund

Brandfackeln des Hasses [104]

Nach dem Mord an Martin Luther King

Aus den siebziger Jahren

Ein Kreuz auf Preußens Grab [111]

Zum deutsch-polnischen Vertrag über die Oder-Neiße-Grenze

Eine Weltmacht wird müde [117]

Amerika kann nicht mehr

Griechische Reise [127]

Günter Grass im Land der Junta

Polen – Ernüchterung nach Wende und Vertrag [129]

Ein Lagebericht

Statt Karten [141]

Verzicht auf Weihnachtskarten

Zurück zur Bescheidenheit [143]

Die Energiekrise erzwingt einen neuen Lebensstil

Besser wäre, dass einer stürbe [149]

Wie soll der Staat mit Terroristen umgehen?

Aus den achtziger Jahren

Was soll, was darf die Kirche? [155]

Demonstration im Talar?

Die Deutschen – wer sind sie? [158]

Zwanzig Jahre nach dem Bau der Mauer beschwört in Berlin eine Ausstellung Preußens Gloria

[10] Vom Irrsinn des Wettrüstens [166]

Wenn die Abschreckung selbst zum Schrecken wird

Nicht für die Ewigkeit bestimmt [170]

Die Geschichte wird über die Berliner Mauer hinweggehen

Erst kommt das Geld – dann die Moral [173]

Demokratie in Gefahr

Am Ende aller Geschichte? [180]

Die Niederlage des Marxismus bedeutet nicht den Triumph des Kapitalismus

Aus den neunziger Jahren

Wirklich ein gerechter Krieg? [187]

Der Golfkonflikt – auch ein Konflikt zwischen Moral und Interesse

Ein dubioser Sieg [190]

Lieber Drückeberger als Mittäter

Macht wird zu Ohnmacht [193]

Das dialektische Gesetz

Der Alte Fritz und die neuen Zeiten [198]

Ein wenig mehr von seinem Geist würde uns nicht schaden

Auch die Freiheit hat ihre Grenzen [205]

Wenn die Gesellschaft ihren inneren Halt verliert

Die Freiheit gewählt [210]

Nelson Mandela wird Präsident von Südafrika

Wer einigte Deutschland? [213]

Eine Gespräch mit Michail Gorbatschow

[11] Aus dem neuen Jahrtausend

Was heißt eigentlich Ehre? [223]

Das Ehrenwort eines Ex-Kanzlers

Leitkultur gibt es nicht [226]

Kontroverse um das Wort ›Leitkultur‹

Die neue Hanse [229]

Zusammenschluss der Ostseeanreiner

Armselige Welt [232]

Das gemeinsame Abendmahl von Katholiken und Protestanten

REISEREPORTAGEN

Menschen im Abteil [237]

Deutschland

Wolken, Wasser, neuer Kontinent [241]

Flug nach New York

Der Effendi wünscht zu beten [246]

Von Jordanien in den Irak

Ich würde eine Dattelpalme pflanzen [253]

Algerien

Träumer, Weltverbesserer und Rationalisten [260]

Indien

Die Khamas sind eine große Familie [267]

Betschuanaland

In Polen wurden aus Romantikern Pragmatiker [285]

Prag und Budapest [293]

[12] Reise ins verschlossene Land – oder: eine Fahrt für und mit

Kant [300]

Ostpreußen

PERSÖNLICHES

Aus den Tagebuchaufzeichnungen [313]

Aus den Briefen [323]

PORTRAITS

Satyanarayan Sinha [339]

Der letzte große Abenteurer

Helmut Schmidt [368]

Das Mögliche möglich machen

Fritz-Dietlof von der Schulenburg [394]

Frondeur, Patriot, Verschwörer

George F. Kennan [407]

Ein unbestechlicher Beobachter des Weltgeschehens

REDEN

Vom Ethos des Widerstands [441]

Rede an der Universität Oxford

Aus der Werkstatt der Zeit [456]

Rede anlässlich der Verleihung des Heinrich-Heine-Preises

[13] Die Mühe, achtzig Jahre alt zu werden, hat sich doch gelohnt [468]

Dank für die Feier des Geburtstages in der Kampnagelfabrik, Hamburg

Zwölf Thesen gegen die Maßlosigkeit [472]

Ein Umdenken muss jetzt passieren

Zivilisiert den Kapitalismus! [478]

Rede zur Verleihung des Erich-Kästner-Preises

ANHANG

Zeittafel [487]

Bibliographie [489]

Quellenverzeichnis [490]

Bildnachweise [493]

[15] *Vorwort*

Es war ein Zufall, der sie zu ihrem Beruf brachte. Marion Gräfin Dönhoff war sechsunddreißig Jahre alt, als sie nach dem Krieg, im März 1946, Redaktionsmitglied einer neu gegründeten Zeitung in Hamburg wurde. In den folgenden Jahrzehnten avancierte sie zur einflussreichsten Journalistin ihrer Zeit und zu einer moralischen Instanz in Deutschland.

Marion Hedda Huberta Ilse Gräfin Dönhoff kam am 2. Dezember 1909 als jüngstes von acht Kindern auf Schloss Friedrichstein in Ostpreußen zur Welt. Sie wuchs in der Gemeinschaft eines großen ländlichen Besitzes auf, in der Eltern und Geschwister ebenso ihre Aufgaben und Pflichten erfüllten wie Förster, Rittmeister, Kutscher, Kinderfrau, Köchin oder Hauslehrer.

Früh nutzte die Comtesse jede Gelegenheit, um die Welt zu sehen. Nach bestandem Abitur reiste sie 1929 mit Freunden mehrere Wochen durch die Vereinigten Staaten von Amerika, von der Ost- bis zur Westküste und wieder zurück. 1930 verbrachte sie einige Monate auf der Farm ihres Bruders in Ostafrika. Mit ihrer Schwester durchquerte sie auf zwei abenteuerlichen Fahrten in einem Cabriolet ganz Europa von Königsberg bis auf den Balkan und zum Schwarzen Meer.

[16] Gegen den Willen ihrer strengen Mutter, einer ehemaligen Palastdame der Kaiserin, nahm Marion Dönhoff als erste Frau in der Familiengeschichte ein Studium auf. Sie studierte Nationalökonomie, zunächst in Frankfurt am Main, dann in Basel, wo sie 1935 mit der Promotion abschloss. Anschließend übernahm sie in Ostpreußen zusammen mit ihrem ältesten Bruder Heinrich die Verwaltung des weitverzweigten landwirtschaftlichen Familienbesitzes. Die Geschwister gingen daran, den Betrieb zu modernisieren. Als ihr Bruder während des Kriegs bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam – für Marion Dönhoff einer der schwersten Schicksalsschläge ihres Lebens –,

übernahm sie die volle Verantwortung für den Besitz. Am 27. Januar 1945, die Rote Armee rückte nach Ostpreußen vor, floh Marion Dönhoff auf ihrem Pferd Alarich Richtung Westen. Nach einem siebenwöchigen Ritt kam sie in Westfalen an, entwurzelt wie Millionen andere Flüchtlinge, die eine neue Existenz suchten.

Ihr »zweites Leben«, wie sie es später oft nannte, begann. Marion Dönhoff verfasste eine Denkschrift, ein »In Memoriam«, über die Hintergründe des fehlgeschlagenen Attentats auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944, welches zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal zwölf Monate zurücklag. Marion Dönhoff war mit einigen der Attentäter seit ihrer Kindheit befreundet gewesen. Der Text, den sie in einer Auflage von 300 Exemplaren im Privatdruck herausbrachte, ist das erste veröffentlichte schriftliche Zeugnis über das Attentat. Kurz darauf meldete sich die Autorin bei den englischen Alliierten zu Wort. In englischer Sprache schrieb sie zwei Memoranden, in denen sie erklärte, wie es aus ihrer ^[17] Sicht zum Nationalsozialismus in Deutschland gekommen war und was für den Aufbau eines neuen Deutschlands getan werden müsse. Von Seiten der Alliierten kam keine Antwort. Aber zufällig geriet eines der Memoranden in die Hände von vier Männern, die in Hamburg an der Gründung einer Zeitung arbeiteten, mit dem Ziel, ein freies, unabhängiges, überregionales und politisches Blatt zu schaffen. Sie luden die Verfasserin zu einem Gespräch nach Hamburg ein.

Kurz darauf wurde Marion Dönhoff Redaktionsmitglied der neu gegründeten Wochenzeitung *Die Zeit*. Schon in der fünften Ausgabe des Blattes, am 5. März 1946, erschienen ihre ersten Artikel: »Totengedenken 1946« auf Seite eins und »Ritt gen Westen« im Feuilleton.

Ihr Weg führte Marion Dönhoff in kurzer Zeit an die Spitze des Blattes. »Sie ist die beherrschende, die geliebte und gefürchtete Person, die eigentliche Gestalterin des Blattes«, bemerkte schon 1947 der englische Presseoffizier Michael Thomas. Drei Jahre später übernahm die Journalistin die Leitung des politischen Ressorts der Zeitung.

In den fünfziger und sechziger Jahren unternahm Marion Dönhoff lange Reisen in den Nahen und Mittleren Osten, nach Indien und immer wieder durch Afrika. Von diesen Reisen berichtete sie in Reportagen für die *Zeit*.

Inzwischen war Hamburg zu ihrer zweiten Heimat geworden. Sie lebte mit ihrer Boxerhündin Basra in einem kleinen Haus mit Garten in einer kopfsteingepflasterten Seitenstraße in Blankenese. Hier, wo Ruhe herrschte, schrieb sie die meisten ihrer Artikel – nie auf einer Schreibmaschine, oft mit einem kleinen Bleistift. Ihre Handschrift hatte sich zeit ihres Lebens nicht verändert: auffallend klein, leicht [18] nach rechts geneigt, sicher geführt. Gelegentlich schrieb sie noch am Abend nach einem langen Bürotag, in der Regel jedoch am Wochenende. Am nächsten Morgen fuhr sie im blauen Porsche entlang der Elbe in die Innenstadt und gab den Text einem Kollegen zu lesen.

1968 wurde Marion Dönhoff Chefredakteurin der *Zeit*. Sie war die erste Frau an der Spitze einer politischen Zeitung in Deutschland. Ihr großes Thema während der sechziger Jahre war die Versöhnung mit dem Osten. Weil sie die wichtigste publizistische Wegbereiterin der Ostpolitik Willy Brandts war, bat der Bundeskanzler sie, im Dezember 1970 bei der Unterzeichnung des Warschauer Vertrags in Polen anwesend zu sein. In letzter Minute sagte sie ab; auf den Abschluss des Vertrages anzustoßen, der den endgültigen Verzicht auf ihre ostpreußische Heimat bedeutete, fiel ihr doch zu schwer. Aber die Versöhnung mit Polen blieb eines ihrer wichtigsten Anliegen. Für ihr Engagement in der Ostpolitik erhielt sie 1971 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Zwei Jahre später gab Marion Dönhoff die Chefredaktion der *Zeit* ab und wurde die alleinige Herausgeberin. Nach wie vor nahm sie Einfluss auf das redaktionelle Geschehen und die Gestaltung des Blattes. An ihrer journalistischen Tätigkeit änderte sich nichts. Sie schrieb weiterhin Leitartikel zu den großen Themen der Gegenwart.

Bereits nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems Ende der achtziger Jahre warnte Marion Dönhoff vor der Gefahr eines ungezügelter Kapitalismus. In den neunziger Jahren war dies ein Hauptthema ihrer journalistischen Arbeit, neben dem zunehmenden Verlust der ethischen Werte [19] und der Politikverdrossenheit. Um dem etwas entgegenzusetzen, rief die inzwischen Fünfundachtzigjährige die »Neue Mittwochsgesellschaft« ins Leben, eine Zusammenkunft von

Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, an der u.a. Helmut Schmidt, Richard von Weizsäcker, Antje Vollmer, Edzard Reuter, Wolf Lepenies teilnahmen. Der Kreis trifft sich bis heute regelmäßig.

Die Sorge um ihr Land, das Bewusstsein der eigenen Verantwortung und nicht zuletzt das durch ihre Herkunft geprägte Pflichtgefühl waren Antrieb für Marion Dönhoffs Denken und Handeln. Aber als Willy Brandt sie 1979 bat, für das Amt des Bundespräsidenten zu kandidieren, lehnte sie ab. Helmut Schmidt, seit 1984 Mitherausgeber der *Zeit*, sagt: »Marion Dönhoff wäre eine bedeutende Bundespräsidentin geworden, hätte ihr Lebensweg sie in dieses Amt geführt. Aber auch ohne Ämter und Titel gehört sie in die Reihe von Theodor Heuss und Gustav Heinemann und Richard von Weizsäcker. Sie alle haben für uns Deutsche mit persönlicher Autorität die Moral in der Politik vorgelebt. So auch Marion Dönhoff. Ihr Adel hat sich nicht aus ihrer Herkunft ergeben, sondern aus ihrem Willen und ihrer Haltung.«

Marion Dönhoff sagte gegen Ende ihres Lebens: »Ich wollte ursprünglich in die Wissenschaft – aber durch Zufall bin ich zu einer Zeitung gekommen. Und da ich auch immer schreiben wollte, bin ich sehr zufrieden.«

Geheiratet hat Marion Dönhoff nicht. »Wenn ich geheiratet hätte, hätte ich mein Leben so nicht führen können.«

Am 11. März 2002 starb Marion Dönhoff im Alter von 92 Jahren im Kreise der Familie.

[20] Das Gesamtwerk Marion Gräfin Dönhoffs besteht aus über 2000 Artikeln, Reportagen und Glossen. Der Inhalt dieses Lesebuches bietet einen Querschnitt durch ihr Werk und wird von ihren großen Themen – Demokratie und Verantwortung, politischer Widerstand, Ostpolitik, Kapitalismus und Ethik – bestimmt. Da bereits die frühen Tagebuchaufzeichnungen der jugendlichen Marion Dönhoff die Ansätze für ihr späteres Werk erkennen lassen, wurde auch hier eine Auswahl getroffen und der vorliegenden Anthologie beigelegt.

Irene Brauer und Friedrich Dönhoff

[21] ARTIKEL AUS DER
WOCHENZEITUNG »DIE ZEIT«



[23] Im März 1946 wird Marion Gräfin Dönhoff Redaktionsmitglied der neugegründeten Wochenzeitung Die Zeit. In »Ritt gen Westen« stellt sich die Autorin dem Leser vor.

Ritt gen Westen

20. März 1945: »Ankunft in V.« steht in meinem Notizbuch. Ein Jahr ist das nun schon her, seit ich in Vinsebeck, einem kleinen Ort in Westfalen, ankam, um dort mein braves Pferd, das mich treu und nimmermüde von Ostpreußen in den Westen getragen hat, in einem Gestüt bei Freunden einzustellen. Am 21. Januar hatten wir uns zusammen auf den Weg gemacht, spät am Abend durch einen von den Ereignissen schon fast überholten Räumungsbefehl alarmiert und von dem immer näher rückenden Lärm des Krieges zur Eile getrieben. In nächtlicher Dunkelheit die Wagen packen, die Scheunentore öffnen, das Vieh losbinden – das alles geschah wie im Traum und war das Werk weniger Stunden.

Und dann begann der große Auszug aus dem gelobten Land der Heimat, nicht wie zu Abrahams Zeiten mit der Verheißung »in ein Land, das ich dir zeigen werde«, sondern ohne Ziel und ohne Führung hinaus in die Nacht.

Aus allen Dörfern, von allen Straßen kommen sie zusammen: Wagen, Pferde, Fußgänger mit Handwagen, Hunderte, Tausende; unablässig strömen sie von Nord und Süd zur [24] großen Ost-West-Straße und kriechen langsam dahin, Tag für Tag, so als sei der Schritt des Pferdes das Maß der Stunde und aller Zeiten. Fremd sind die Flieger am Himmel, fremd ist das Donnern der Geschütze und fremd das Lärmen der Panzerketten, die an uns vorüberrasseln. Schritt für Schritt geht es weiter durch die eisigen Schneestürme des Ostens. Die Nächte gehen dahin auf den Landstraßen, an Feuern oder in den Scheunen verlassener Höfe, und der dämmernde Morgen bringt immer das gleiche Bild. Kinder sterben, und Alte schließen die Augen, in denen angstvoll die Sorgen und das Leid von Generationen stehen.

Woche um Woche verrinnt. Hinter uns brandet das Meer der Kriegswellen, und vor uns reiht sich Wagen an Wagen in endloser Folge – es gibt nur noch den Rhythmus des Pferdeschrittes, so wie er unbeirrt durch die Jahrtausende gegangen ist. Ist es der Auszug der Kinder Israel, ist es ein Stück Völkerwanderung, oder ist es ein lebendiger Fluss, der gen Westen strömt, gewaltig anwachsend – »Bruder, nimm die Brüder mit«?

Aus allen Ländern und Provinzen, durch die der Fluss sich wälzt, streben sie ihm zu, neue Ströme von Wagen und Menschen. Die Dörfer bleiben verwaist zurück, in Pommern, in der Mark und in Mecklenburg, und der Zug wächst, und die Kette wird immer länger; längst fahren zwei und drei Fahrzeuge nebeneinander und sperren die ganze Breite der Straße. Aber was tut es, sie haben alle den gleichen Weg – gen Osten fährt keiner mehr. Nur die Gedanken gehen täglich dorthin zurück, all diese vielen herrenlosen Gedanken und Träume.

Niemand spricht, man sieht keine Tränen und hört nur das Knarren der allmählich trocken werdenden Räder.

Viele Marksteine der östlichen Geschichte standen an ^[25] dem endlosen Wege. Die Marienburg, das Schloss Varzin, die Festung Kolberg; Nogat, Weichsel, Oder und Elbe haben wir überquert, und allmählich, Eis und Schnee zurücklassend, ziehen wir mit dem aufblühenden Frühling durch das Schaumburger Land; und nun ist auch langsam der Strom der wandernden Flüchtlinge verebbt und irgendwo in neue Häfen und enge Stätten der Zuflucht eingemündet.

Ich bin schließlich ganz allein mit dem braven Fuchs bei Rinteln über die Weserbrücke geritten, vorbei an Barntrup, einem kleinen Städtchen, aus dessen Mitte ein schönes Renaissanceschloss emporsteigt. Vor mir liegt ein bewaldeter Höhenzug, und dahinter muss auch bald das Ziel unserer Reise zu finden sein. Wie die Slalomspur eines Skiläufers ist der Weg in großen Schleifen in den Buchenhang eingeschnitten, über dem schon ein leiser Schimmer von Grün liegt.

Wir steigen gemächlich bergan, es ist ein schöner Vorfrühlingstag, die Drosseln schlagen, und ein sanfter Wind treibt die Wolken über die warme Frühlingssonne.

Plötzlich, als wir in die letzte Kurve der Straße einbiegen, steht droben auf dem Kamm eine einsame Gestalt, wie ein Monument vor dem hellen Himmel.

Seltsam fremd in dieser Landschaft und doch auch wieder vertraut: das Bild eines alten Mannes, grau, verhungert, abgerissen in seiner Kleidung, auf dem Rücken einen Sack, der die letzte Habe birgt, in der Hand einen Stab – so steht er wie einer jener Hirten, die zu Homers Zeiten ihre Schafe weideten, und sieht mit weltverlorenem, zeitlosem Blick in die blaue Weite des Tals. Mir kommt das Bild des Rilkeschen Bettlers auf dem Pont Neuf in den Sinn:

[26] *Der blinde Mann, der auf der Brücke steht,
grau wie ein Markstein namenloser Reiche,
er ist vielleicht das Ding, das immer gleiche,
um das von fern die Sternenstunde geht.*

Ich wage nicht, ihn zu stören, und grüße ihn nur, wie man ein Kreuz grüßt, das am Wege steht, voller Ehrfurcht und nicht Antwort heischend.

Und dann bietet sich mir ein unfassliches Bild:

Den Berg herauf, uns entgegen, kommen sie gewandert, viele solcher Gestalten, manchmal zwei oder drei, die gemeinsam ziehen und das Los der Landstraße miteinander teilen, aber meist sind es Einzelne, durch den Krieg nicht nur der Habe und Zuflucht beraubt, sondern auch der tröstlichen Gesellschaft vertrauter Menschen. Grau, elend, abgehärmt sind ihre Gesichter, voller Spuren angsterfüllter Bunkernächte, aber aus ihren Augen ist die Furcht längst verschwunden, stumpfe Hoffnungslosigkeit ist eingezogen.

Ist das noch Deutschland, dieses Fleckchen Erde, auf dem sich Ost und West begegnen, ratlos, ohne Heimat und Ziel, zusammengetrieben wie flüchtendes Wild in einem Kessel? Ist dies das »tausendjährige Reich«: ein Bergeskamm mit ein paar zerlumpten Bettlern darauf? Ist das alles, was übrig blieb von einem Volk, das auszog, die Fleischtöpfe Europas zu erobern?

Wie klar und deutlich ist die Antwort zu lesen: »Denn wir haben hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige suchen wir.«

21. März 1946

[27] Von einem normalen Alltag ist das zerstörte Deutschland noch weit entfernt. Millionen Menschen suchen eine neue Existenz, der Wiederaufbau des zerstörten Landes beginnt, es bilden sich erste Strukturen.

Erziehung zum Menschen

Gleich nach Ostern beginnt das neue Schuljahr. Seit Kriegsende ist dies der erste Ansatz zu einem geordneten Schulanfang. Die Schüler, die der Bombenkrieg aus den Städten getrieben und über das Land verstreut hatte, die Flüchtlinge aus den Ostgebieten, die vielen Jungen, die als Luftwaffenhelfer oder in HJ-Einheiten während der letzten grausigen Phase dieses Krieges auf irgendeinen militärischen Posten gestellt worden waren, sie alle werden jetzt nach einigen Monaten der Sammlung und vorbereitenden Arbeit erstmalig wieder in ihre entsprechenden Klassen eingeordnet.

Ostern 1946 ist für die Jugenderziehung von ganz besonderer Bedeutung: Zum ersten Mal seit vielen Jahren tritt ein Jahrgang deutscher Kinder über die Schwelle einer Volksschule, die, befreit von politischen Dogmen und dem Zwang nationalsozialistischer Weltanschauung, wieder zu lehren und zu wirken vermag – ein Jahrgang, hineingeboren in die Schrecken des Krieges.

Das Licht der Welt, die sie betraten, war der Fackelschein [28] brennender Städte, und die ersten Laute, die sie vernahmen, das Heulen der Sirenen, die Trümmer zusammengestürzter Häuser ihr Spielplatz, und die Heimat oft nur ein Märchen, das wie alle Märchen mit den Worten beginnt: Es war einmal. Sie haben den Frieden nicht gekannt, für sie war der Krieg kein Ausnahmezustand – welche Aufgabe, sie nun den Frieden zu lehren.

Der Nationalsozialismus hatte die Schule in den Dienst seiner Machenschaften eingespannt, im Vordergrund stand nicht der Stundenplan und nicht der Lehrbetrieb, der doch in langen Jahrzehnten den Grundstein gelegt hat für die Erfolge der deutschen Wissenschaft und den Fortschritt in

allen technischen Gebieten, sondern im Vordergrund stand die Gesinnung. Man wird sich hüten müssen, im Kampf gegen das Gestrige nicht in den Fehler zu verfallen, die falsche Normierung künftig durch eine »richtige« ersetzen zu wollen. Wir haben viel gelernt in der Spanne, die zwei Weltkriege umfasst, und tiefere Einsichten getan, als es den Generationen vor uns in der kurzen Frist eines Menschenlebens möglich war. Wir kennen die begrenzte Gültigkeit objektiv gelernten Wissens, und wir kennen auch die Gefahren einer zweckgebundenen Ausrichtung der Erziehungsmethoden, was immer ihre Ideale auch sein mögen.

Wir beginnen heute von neuem. Wir wissen, dass vieles von dem, was vor 1933 gelehrt wurde, auch keinen Bestand mehr hat. Es kann sich heute nicht mehr darum handeln, durch Erziehung einen bestimmten Typus zu schaffen: den guten Staatsbürger, einen echten Deutschen, den wahren Demokraten, einen brauchbaren Wissenschaftler, Beamten oder Handwerker, sondern es wird sich darum handeln, wieder [29] einen echten Menschen zu formen, und das ist freilich mit Hilfe der Schule allein nicht möglich, sondern nur im Verein mit dem Elternhaus und seiner Atmosphäre. Für die Schule aber bleibt darum die Aufgabe, neben einem fundierten positiven Wissen die Kinder zu bilden, wie der Künstler den Ton zum Bilde formt, dem jungen Menschen Bildung im weitesten Sinne zu geben, das heißt, ihn die Grundlagen der Werte zu lehren, die unsere abendländische Kultur ausmachen, um ihm wieder das Gefühl der Kontinuität des historischen Gewordenseins zu geben und ihm damit die Verantwortung und Verpflichtung zu zeigen, die daraus erwächst.

Diese Zeit konzessionierter Opposition gegen den Lehrer und die Schule als Institution hat einen unglaublichen Autoritätsverschleiß mit sich gebracht. Die Aufgabe, vor die die neuen Lehrer gestellt sind, ist darum nicht leicht und wahrscheinlich nur über das Beispiel der eigenen Persönlichkeit zu lösen. Noch nie ist die Jugend so nüchtern und illusionslos ins Leben gegangen, noch nie so früh vertraut gewesen mit Lügen und allen Listen bewusster Phraseologie. Die Lehrer, die in diesem Trümmerfeld geistiger Anarchie aufbauen sollen, sind selbst durch den Prozess der

Einschmelzung aller Werte und Begriffe gegangen, dies wird es ihnen leichtmachen, ihre Schüler, die Gleiches erlebt haben, zu verstehen.

18. April 1946

[30] Erst vierundzwanzig Monate sind seit dem gescheiterten Anschlag auf Hitler vergangen. Marion Dönhoff war mit mehreren der Attentäter vom 20. Juli 1944 seit ihrer Kindheit befreundet. Unmittelbar nach Kriegsende verfasst sie ein »In Memoriam«, in dem sie die Hintergründe, die zu der Tat führten, beschreibt und in einem Privatdruck veröffentlicht. Es ist weltweit das erste schriftliche Zeugnis über das historische Ereignis. Das Dokument dient als Grundlage für den folgenden Artikel, den Marion Dönhoff anlässlich des zweiten Jahrestages des Attentats schreibt.

Das »heimliche Deutschland« der Männer des 20. Juli

Das deutsche Volk hat in den zwölf Jahren der Hitler-Regierung alle Werte eingebüßt, die in Generationen geschaffen worden waren; es ist nicht nur um seine Zukunft betrogen worden, sondern auch um das Bewusstsein seiner Vergangenheit, um seine Erinnerungen – jene Urkräfte, aus denen alles neue Leben Gestalt gewinnt. Wenn wir zurückblicken und die Geschichte dieser Jahre überschauen, die für die Jüngeren unter uns das Leben ausmachten, dann war es Enttäuschung, Schuld, Verzweiflung, Ströme von Blut, die uns wie ein unüberwindliches Meer von dem Gestern trennen. Und doch hat es daneben noch etwas anderes gegeben, das viele von uns nicht kennen, weil Hitler dafür gesorgt [31] hat, dass die Erkenntnis von diesem Besitz nicht in das Bewusstsein des Volkes einging. Das ist der Geist des »geheimen Deutschlands«.

In die Millionen geht die Zahl der Juden, Ausländer und diskreditierten Deutschen, die eingekerkert, gequält und liquidiert wurden. Hätte nicht einer von denen, die den vielen Widerstandsgruppen angehörten, den Mut finden können, Hitler zu beseitigen? Die Abwegigkeit dieser Vorstellung wird schon bei der Formulierung der Frage deutlich – es fehlte nicht an Mut, sondern einfach an der Möglichkeit, sie zur Tat werden zu lassen, denn fast unvorstellbar ist das undurchdringliche Netz von Sicherungsmaßnahmen,

mit dem Hitler umgeben war. Hieraus folgt, dass man ebenso wenig, wie man an der ernsten Bereitschaft derjenigen Gruppen zweifeln kann, die trotz jahrelanger Opposition nie »zum Zuge« kamen, die Tat der Männer vom 20. Juli, die als Einzige wirklich handelten, nach dem Erfolg, also nach dem Nichtgelingen ihres Umsturzversuchs, beurteilen darf. Für die politische Geschichte mag entscheidend sein, dass das Attentat misslang. Für das deutsche Volk und seine geistige Geschichte ist wichtig, dass es diese Männer gegeben hat.

»Eine kleine Clique ehrgeiziger Offiziere« hatte Hitler sie genannt. Das Wort war so stark und das Bild so einprägsam, dass es gelang, mit dieser bewussten Fälschung die Vorstellung der Menschen, vielfach bis zum heutigen Tage, zu formen, sowohl in antifaschistischen wie auch – unter dem Begriff des »Verrats« – in reaktionären Kreisen. Die zehn Monate, die Hitler nach diesem Ereignis zur Vollendung seines Zerstörungswerkes noch blieben, genügten, alles zu ^[32] vernichten und auszulöschen, was mit jenem Tag im Zusammenhang stand.

So hat das deutsche Volk nie erfahren, dass sich in jener Bewegung noch einmal die besten Männer aller Bevölkerungsschichten, die letzten positiven Kräfte eines völlig ausgebluteten Landes zusammengefunden hatten. Die Not der Stunde, die Verzweiflung über das Ausmaß an Verbrechen, Schuld und Unheil, die der Nationalsozialismus über Deutschland gebracht und weit hinaus in die Welt getragen hatte, führten diese Männer zu einer letzten großen Kraftanstrengung zusammen. Die führenden Persönlichkeiten der Gewerkschaften und der Sozialisten, Vertreter der beiden christlichen Kirchen und jene Offiziere der Wehrmacht, die das eigene Urteil und die Stimme des eigenen Gewissens über den blinden Gehorsam stellten, zahlreiche Vertreter des Adels und des Bürgertums, verantwortungsbewusste Beamte bis hinauf zum Minister und Botschafter, sie alle waren bereit, ihr Leben einzusetzen, um Deutschland von der Verbrecherbande zu befreien, die das Reich regierte. Jahrelang hatte man systematisch an den Plänen der politischen und kulturellen Reorganisation eines befreiten Deutschlands gearbeitet und jahrelang die Vorbereitung für den Umsturz und das Attentat

immer wieder hinausschieben und alle Pläne entsprechend der jeweils neuen Situation immer wieder verändern müssen.

Alle Gedanken und Pläne zum Neuaufbau Deutschlands hatten eine gemeinsame Grundlage und stellten in allen Lebensbezirken die gleiche Forderung in den Mittelpunkt: die geistige Wandlung des Menschen, die Absage an den Materialismus und die Überwindung des Nihilismus als [33] Lebensform. Der Mensch sollte wieder hineingestellt werden in eine Welt christlicher Ordnung, die im Metaphysischen ihre Wurzeln hat, er sollte wieder atmen können in der ganzen Weite des Raumes, die zwischen Himmel und Erde liegt, er sollte befreit werden von der Enge einer Welt, die sich selbst verabsolutiert, weil Blut und Rasse und Kausalitätsgesetz ihre letzten Weisheiten waren. Und eben damit waren diese Revolutionäre weit mehr als nur die Antipoden von Hitler und seinem unseligen System; ihr Kampf ist darum neben der aktuellen Bedeutung für das Zeitgeschehen unserer Tage auf einer höheren Ebene der Versuch gewesen, das 19. Jahrhundert geistig zu überwinden.

Die Vorstellung von diesem neuen Deutschland war geboren aus dem Gefühl höchster Verantwortung für das Schicksal des Volkes. Auch wer mit den skizzierten Ideen nicht übereinstimmt, wird die geistige Haltung spüren, die dahinter stand, und die ganze Verwirrung einer Zeit ermessen können, die solche Männer als ehrlose Verräter und Verbrecher hinrichtete. Eines der letzten Zeugnisse ihrer auch durch Kerker und Folterung unveränderten Gesinnung war ein Abschiedsgruß an die Freunde, geschrieben zwischen Verurteilung und Exekution – im Bunker des Volksgerichtshofes im Februar 1945. Sein Schluss lautet so:

»Ach Freunde, dass die Stunde nicht mehr schlug und der Tag nicht mehr aufging, da wir uns offen und frei gesellen durften, zu dem Wert, dem wir innerlich entgegen wuchsen. Bleibt dem stillen Befehl treu, der uns innerlich immer wieder rief. Behaltet dieses Volk lieb, das in seiner Seele so verlassen, so verraten und so hilflos geworden ist und im Grunde so einsam und ratlos, trotz all der marschierenden [34] und deklamierenden Sicherheit. Wenn durch einen Menschen ein wenig mehr Liebe und Güte, ein wenig mehr Licht und Wahrheit in der Welt war, hat sein Leben seinen Sinn gehabt.«

18. Juli 1946

[35] Im August 1946 bereist der renommierte Sozialpolitiker Lord William Beveridge zwei Wochen lang die britische Besatzungszone, wo 22 Millionen Menschen leben. Er konstatiert: »Fünfzehn Monate nach der Niederlage ist kaum eine Besserung zu spüren oder auch nur die geringste Aussicht, der langsamen Aushungerung und den unerträglichen Wohnverhältnissen zu entgehen. Am schlimmsten aber ist die Wohnungsnot. Ein ganz beträchtlicher Teil der Städte lebt unter Verhältnissen, die einfach erschütternd sind.«

Das »Friedenspotential«

Lord Beveridge hat nach Beendigung seiner Reise durch die britische Zone die dort gewonnenen Eindrücke zusammengefasst in der Feststellung: »Die Zeit für eine grundsätzlich neue Politik ist gekommen.« In einer Artikelfolge, die in der *Times* veröffentlicht wurde, spricht er von dem Friedenspotential, das die Grundlage aller wirtschaftspolitischen Erwägungen und Maßnahmen in Deutschland bilden müsse, und stellt damit dem Begriff des zu zerstörenden Kriegspotentials, das den Angelpunkt der Potsdamer Beschlüsse bildet, einen positiven Begriff gegenüber. Dieser Idee liegt die Erwägung zugrunde, dass, wenn es einen totalen Krieg gab, es auch einen totalen Frieden geben müsse.

»Friedenspotential«, das ist das erlösende Wort, das stark genug sein sollte, um eine neue Welt zu gestalten. Eine Welt, [36] die nicht bestimmt wird durch eine nur allzu begreifliche Reaktion auf die entfesselten Leidenschaften und Grausamkeiten der hinter uns liegenden Zeit; und eine Wirtschaft, in der nicht der Argwohn die Frage diktiert: Kann diese oder jene Anlage unter irgendwelchen Umständen zu Rüstungszwecken missbraucht werden?, sondern wo die Problemstellung vielmehr lautet: Kann die Werft, auch wenn sie bisher Kriegsschiffe produzierte – und vermutlich hat das jede Werft im Laufe des totalen Krieges irgendwann einmal getan –, jetzt Fischkutter herstellen, oder kann die Fabrik, die bisher Panzer baute, in Zukunft landwirtschaftliche Traktoren erzeugen?